

Kolumne : in Gedanken - flanierend

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **92 (1998)**

Heft 6

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

In Gedanken – flanierend

Das Phänomen bleibt erstaunlich, auch wenn es sich alle Jahre wiederholt: Nach den düsteren, kalten, nebligen und matten Wintertagen endlich wieder helle Farben, neue Düfte, wiedererwachte Geräusche. Endlich bekommen die Kastanienbäume wieder Blüten und Blätter, üppig im Duft und satt in den nuancierten Grüntönen; endlich spielt die Sonne wieder mit den Blautönen des Sees, und der Regen duftet wieder nach Pollen auf Asphalt. Selbst die Kleider der Menschen werden farbenfroher, weicher, gewagter. Gerüche, Geräusche und Farben locken die Menschen hinaus: *man wagt* sich auf die Strassen, trägt sich zur Schau und initiiert damit das Stadtleben.

Stadtleben: Orientierungsprobleme und gewagtes Reisen

Der englische Soziologe *Zygmunt Bauman* beschreibt *zeitgenössisches Leben* spezifisch als ein Stadtleben mit folgenden Eigenschaften: Man muss, geht man in die Stadt, wie bei jeder Reise unter mehreren Zielen auswählen, sich entscheiden und entsprechend seine Bewegungen und sein Spazieren steuern. Man erhält unterwegs mehr Signale, Anregungen und Hinweise, als man zur Orientierung eigentlich braucht, und muss sich folglich relevante Daten aus der Flut gezielt auswählen oder auf gut Glück herauspicken (oder man versucht, den Reizen einen noch unerkannten Sinn abzugewinnen). Man bewegt sich schliesslich in einem Raum, der auch von anderen bevölkert wird, die von ähnlichen Bedürfnissen gelenkt werden und die folglich den eigenen Bewegungsraum durch-

kreuzen können. Diese Bewegungen der anderen sind nicht völlig vorhersehbar, so dass die eigene Navigation immer auch ein Element der Gefahr enthält.

Ambivalenz des Stadtlebens: Selbstfremdheit

Jedes Stadtleben verbirgt nicht nur neu zu entdeckende Räume, sondern auch einen immer wiederkehrenden *Abgrund*: Es klafft eine Lücke zwischen Freiheit und Gefahr. Die *Freiheit* besteht darin, jederzeit einen anderen Weg einschlagen und spontan Richtung und Reisetempo wechseln zu können. In dieser Freiheit verbirgt sich die Entdeckungslust und Neugierde: Mit jeder Richtungs- und Tempoänderung geraten neue Bilder ins eigene Blickfeld. Diese Freiheit bietet den Genuss, dorthin zu wandern, wohin der Zufall einen führt, und sich mit dem vorbeiziehenden Leben und Alltag zu verbinden.

Zugleich droht die *Gefahr*, dass die eigenen Bewegungen und (Fort-)Schritte von den andern durchkreuzt und gestört werden könnten. Die Gefahr besteht zusätzlich auch darin, nicht zu wissen, ob ich als Reisende die richtigen Informationen aus der Flut herausgepickt habe und mich also auf mein Wissen verlassen kann.

Die Gefahren kommen – wie die Freiheiten – *von innen* und *von aussen*. Der *Abgrund*, diese Lücke konstituiert und zeigt sich also als (Selbst-)Fremdheit. «Die Schwierigkeit», so Bauman, «liegt darin, von der Freiheit gerade so viel zu opfern, wie nötig ist, um die Qual der Unsicherheit erträglich zu machen, so dass man mit ihr leben kann.»

Flanieren, um zu erkennen

Eine Weise, vielleicht sogar eine *Lebens-Kunst*, diese existentielle Selbst-Fremdheit, diese Ambivalenz zwischen Freiheit und Gefahr wahrzunehmen, konkretisiert sich in der *Figur des Flaneurs*: Der Flaneur ist jener Spaziergänger, der schaut, beobachtet, wahrnimmt, sieht; und die Flaneuse ist jene Spaziergängerin, die Zeit verschwendet und Gelassenheit ausstrahlt. Der Flaneur ist jener Boulespieler an der Promenade, der in Musse seine Kugel anrollt, wartet, bis sie ausgerollt ist, sich aufrichtet und sich umschaute, die nächste Kugel poliert oder in die Sonne blinzelt. Die Flaneuse ist jene Mutter, die den Kinderwagen vor sich herschiebt, wartend oder schlendernd in einem Tempo, bei dem die kleine Tochter in die Welt hinaus staunen und ihr zugleich nachlaufen kann. Oder er ist jener Banker, der in seiner knapp bemessenen Mittagszeit am See sein Sandwich isst, die Wärme aufsaugt und für den Bruchteil einer Sekunde seine Börsendaten vergessen darf, sich den Luxus erlaubt, seinen inneren Bildern und Träumen nachzuspüren. Erst also wer präzise hinschaut auf die Freiheiten und Gefahren im Stadtleben (und nicht einfach wegläuft), stehenbleibt im Flanieren, erkennt diese Selbst-Fremdheit!

Der Flaneur ist Sinnbild eines *Herumstreichers und Sammlers*: Er sammelt Düfte, Farben, Geräusche (wie der Schauspieler Kurt Stefan), Stimmungen, Geschichten, während sie genau hinsieht und wahrnimmt. Er oder sie sammelt Bilder, und zwar nicht nur aktuelle Bilder, die er oder sie auf der Strasse und in der Stadt vorfindet, sondern auch Erinnerungsbilder und Zukunftsvisionen. Er sammelt diese Geschichten und Bilder jedoch nicht, um einen Gewinn zu erzielen und diesen Gewinn erneut verkaufen zu können (schliesslich ist der Flaneur Antipode zum fortschrittsandächtigen Karrieristen); vielmehr nimmt sie wahr, um diese Wahrnehmungen weiterzuerzählen zu können, und zwar sinnlich erlebbar – wie jene junge Frau, die das kranke Kind einbettet, sich zu ihm setzt und

eine Geschichte zu erzählen beginnt..., bis das Erzählen der gesammelten Bilder als Heilung zu wirken beginnt.

Frühlingserwachen

Auch der Frühling in der Stadt erzählt Geschichten: Geschichten von Farben und Düften, vom Wachsen und Visionen-Entwerfen. Der Frühling und der Flaneur sind *Übersetzer* von der einen in eine andere Welt, sind Passagiere, die zum Reisen in der Stadt verführen, gerade weil sie auf der Suche nach Erzählungen sind. (Und wer Erzählungen und Bilder sucht, muss also um den Abgrund, um Freiheit und Gefahr, kurz: um seine fragende Haltung wissen.) Und wer reist, weiss, dass Reisen immer auch das Risiko birgt, Neues zu sehen, das die eigenen Sehgewohnheiten stört, den eigenen Denkraum irritiert und folglich neue Fragen aufwirft, unbequeme Fragen vielleicht.

Marianne Schuller schreibt: «Ein Passagier setzt über; übersetzt. Er nimmt gewissermassen immer Abschied. Und, in derselben Geste, zieht er dem anderen, dem fremden Ufer zu. Die Passage, die ein Riss ist, ist auch Übersetzung in der Dimension der Zeit.» Vielleicht erinnert uns der Frühling auch an die Notwendigkeit, sich entgegen der aktuellen Beschleunigung Zeit zu nehmen – vielmehr: Zeit zu erfinden –, um zu erzählen und zu fragen.

Lisa Schmuckli